

Gottesdienst im Münster von Sonntag 22.10.17

Pfr. Dr. theol. Luzius Müller, reformiertes Pfarramt beider Basel an der Universität

Matthäus 22

15 Da machten sich die Pharisäer auf und beschlossen, ihm eine Fangfrage zu stellen.

16 Und sie schickten ihre Jünger zusammen mit den Herodianern aus, um ihm zu sagen:

Meister, wir wissen, dass du der Wahrheit verpflichtet bist und den Weg Gottes lehrst, wie es richtig ist, und auf niemanden Rücksicht nimmst, denn du achtest nicht auf das Ansehen der Person.

17 Sag uns also, was dir richtig scheint: Ist es erlaubt, dem Kaiser Steuern zu zahlen, oder nicht?

18 Jesus aber erkannte ihre böse Absicht und sprach: Was versucht ihr mich, ihr Heuchler!

19 Zeigt mir die Münze für die Steuer! Da hielten sie ihm einen Denar hin.

20 Und er sagt zu ihnen: Wessen Bild und Inschrift ist das?

21 Sie sagen zu ihm: Des Kaisers. Da sagt er zu ihnen: So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!

22 Als sie das hörten, wunderten sie sich; und sie liessen ihn stehen und gingen fort.

Dein Wort ist meines Fusses Leuchte und ein Licht auf keinem Wege.

Predigt

Liebe Gemeinde,

wir streiten zu wenig miteinander. Streit ist produktiv. Was, wenn Martin Luther vor 500 Jahren nicht aufgestanden wäre, seine Thesen gegen den Ablass nicht veröffentlicht, den Streit nicht gewagt hätte? Was wenn die vielen anderen – Zwingli, Oekolampad, Bucer, Calvin, und all jene, deren Namen wir längst vergessen haben, nicht ihrerseits aufgestanden wären zum Streit um die Reformation der Kirche?

Was, wenn sich Jesus nicht den Fragen der Pharisäer gestellt hätte, wenn er den öffentlichen Disput mit ihnen gemieden hätte? Dann würde uns unser Predigttext nicht vorliegen, was schade wäre. Es ist ein sehr anregender, interessanter Text.

Ein Text um dessen Auslegung wiederum viel gestritten wurde, wie wir noch sehen werden. Zum Glück: Denn Streit ist produktiv.

Im Streitgespräch werden Positionen profiliert, werden Gedanken verständlich gemacht. Im Streit muss ich artikulieren, was ich denke und glaube, und muss richtig zu verstehen versuchen, was mein Kontrahent denkt und glaubt – und bisweilen beginne ich erst im Prozess des Streits mich selbst richtig zu verstehen.

Streit ist eine emotionale Angelegenheit; Streit enerviert die Beteiligten und die Zuhörerinnen und Zuschauer. Daher wecken Streitgespräch das Interesse, wie diese vier Streitgespräche in Jerusalem von denen die Evangelien berichten und deren erstes eben unsern Predigttext bildet.

Ich meine, es würde unserer Kirche nicht schaden, wenn wir mehr miteinander streiten würden – theologisch qualifiziert streiten –beispielsweise über lebenspraktische Fragen: über die Ehe und andere Formen des Zusammenlebens, über Sterbehilfe, über Erziehungsfragen, über Migrationspolitik etc. und auch über theologische Grundfragen: Ist die Bibel Gottes Wort? Was meinen wir eigentlich, wenn wir Gott sagen?

Wenn wir es uns erlauben würden, über solche Themen öffentlich zu disputieren, so müssten wir unsere Positionen verstehbar und erkennbar machen. Wir würden uns theologisch profilieren. Möglicherweise würden sich Menschen wieder mehr für Theologie zu interessieren beginnen – auch wenn sie noch gar keinen eigenen christlichen Glauben haben.

Ich erinnere mich an ein Votum in der Synode unserer Kirche, als um eine kontroverse, kirchenpolitische Frage gestritten wurde. Der Votant sagte: ‚Was haben die Menschen für ein Bild von uns als Kirche, wenn wir uns ständig streiten...‘ Ich frage: Was haben die Menschen für ein Bild von uns als Kirche, wenn wir uns nicht streiten; wenn wir so tun, als ob wir in allem gleicher Meinung wären.

Unsere Einheit liegt in Jesus Christus. Er ist der eine Grund, der gelegt ist von Gott, das A und das O. Aber unsere Theologien, unsere Lebenskonzepte, unsere moralischen Vorstellungen, unsere Frömmigkeitsstile sind faktisch uneinheitlich und geben daher immer wieder Anlass zum Disput, zum Streit. Wir sollten nicht so tun, als ob wir uns in allem einig wären: Unehrlichkeit ist Gift für den Glauben.

Die wesentliche Frage ist, wie wir Christinnen und Christen miteinander streiten. Daran – so meine ich – wird unser christliches Ethos erkennbar. Nehme ich im Streit meinen Widerpart ernst? Höre ich ihm zu? Traue ich ihm zu, gute Gründe zu haben, die es wert sind, gehört zu werden? Versuche ich mich ihm wirklich verständlich zu machen oder versuche ich bloss lauter zu sein?

Nur wenn kultiviert und fair miteinander gestritten wird, kann ein Streit produktiv werden. Wissenschaft ist eine sehr kultivierte Form des Streitens. Wissenschaft ist nicht die Erzeugung von Wissen in der einsamen Studierstube oder im einsamen Labor; dies ist bloss die Vorarbeit. Wissenschaft ist der geregelte, methodische Disput über das so erzeugte Wissen. Wissenschaft braucht daher die Kritik, den Widerspruch, die Gegenposition, den Streit. Nur so können Wissenschaften produktiv sein und sich qualitativ entwickeln.

Ich predige mir im Moment durchaus selbst. Ich bin ein irenischer Typ. Ich scheue den Streit, bisweilen aus strategischen Gründen (Der Streit kostet mich doch mehr als er mir nutzt) bisweilen aus Angst (Mögen die mich noch, wenn ich ihnen widerspreche?), bisweilen aus Arroganz (Soll der doch reden, was er will) und bisweilen aus schlichter Bequemlichkeit. Streit ist zunächst etwas Anstrengendes, Nervenaufreibendes. Ein kultivierter, fairer Streit ist sodann sehr anspruchsvoll und zeitaufwändig. Manchmal ist es klug, sich zu überlegen, ob wir wirklich die Zeit und die Kraft haben, uns zu streiten oder ob wir es in diesem Fall besser bleiben lassen sollten. Wir sollten nicht immerzu und reflexartig auf die Barrikaden gehen und lautstark empört sein.

Aber manchmal würde ich mir wünschen, wir hätten in unserer Kirche Zeit und Kraft genug uns kultiviert zu streiten, uns gegenseitig aus der Reserve zu locken: ‚He Du, sag an, was denkst du? Lächle nicht bloss immer so freundlich und milde: Äussere Dich, beziehe Stellung!‘

Insofern kann ich den Kontrahenten Jesu in unserem Predigttext etwas Positives abgewinnen. Sie lancieren ein Streitgespräch: ‚He Du, Jesus, sag an, was denkst du? Äussere dich, beziehe Stellung!‘

Allerdings – so erzählt es der Text – hätten sie mit ihrer Frage kein echtes Interesse an der Sache verbunden. Sie hätten nicht wirklich über die kaiserliche Steuer streiten wollen. Hinter ihrer Frage hätte sich eine ganz andere Absicht verborgen. Sie hätten Jesus eine Falle zu stellen versucht.

Daher wohl auch diese ausführliche captatio benevolentiae: ‚Meister, wir wissen, dass du der Wahrheit verpflichtet bist und den Weg Gottes lehrst, wie es richtig ist usw.‘ Am Anfang ihrer Frage überhäufen sie Jesus mit Anerkennung und Ehrerbietung. Die Erfahrung lehrt uns: Wenn man ohne Grund so viele Geschenke erhält, sollte man vorsichtig sein...

Daher auch das Thema ihrer Frage: die kaiserlichen Steuer. Es war in jenen Tagen in Jerusalem heikel, ja gefährlich, sich zu diesem Thema öffentlich zu äussern. Das jüdische Volk zahlte dem römischen Kaiser nur sehr ungern Steuern.

Wenn Jesus die Frage nach der kaiserlichen Steuer bejahte hätte, ‚ja, ihr sollt die kaiserliche Steuer bezahlen‘, so hätte sich das Volk enttäuscht von ihm abgewandt. Wenn Jesus aber die Frage verneint hätte, ‚nein, ihr sollt die kaiserliche Steuer nicht bezahlen‘, so wäre dies als öffentlicher Aufruhr gegen Rom verstanden worden, was ganz gewiss eine Festnahme nach sich gezogen hätte.

Dies ist wohl auch der Grund, weshalb der Predigttext die Herodianer erwähnt. Die Herodianer sind eine Gruppe, die wir historisch nicht identifizieren können. Vermutlich versteht der Text unter dem Begriff Herodianer Anhänger des jüdischen Vasallenkönigs Herodes, eventuell sogar seine Beamten, welche eine rom-kritische Äusserung Jesu sofort rapportieren hätten.

Jesus durchschaut die hinterhältige Schmeichelei. Er weiss um das heimtückische Ansinnen der Frage seiner Gegner und er demaskiert sie in doppeltem Sinne.

Mit dem ersten Teil der Antwort, zeigt Jesus: Euer Plan ist durchschaut. ‚Was versucht ihr mich, ihr Heuchler?‘ Es geht euch nicht wirklich um die kaiserliche Steuer. Ihr wollt mir eine Aussage entlocken, die sich negativ für mich auswirken würde.

Mit dem zweiten Teil der Antwort dreht Jesus den Spiess um: ‚Zeigt mir die Münze für die Steuer!‘ Die Gegner zeigen ihm einen Denar. Er wurde nicht nur, aber auch zum Zahlen der kaiserlichen Kopfsteuer verwendet – sie betrug einen Denar pro Person.

Indem Jesu seine Gegner den Denar vorzeigen lässt, deckt er auf, dass sie die Münze für die römische Kopfsteuer bereits bei sich tragen, dass sie gleichsam jederzeit bereit sind, die kaiserliche Steuer zu bezahlen und also den Machtanspruch des Kaisers Tiberius über Jerusalem selbstverständlich anerkennen.

Sie haben die Frage nach der kaiserlichen Steuer und der Unterwerfung unter den Kaiser für sich längst beantwortet. Sie tun bloss so, als ob sie sich ernsthaft mit der Frage tragen würden, ob man die kaiserliche Steuer wirklich bezahlen solle.

Nun erkennt das Volk ihr wahres Gesicht.

Wessen Bild und Inschrift trägt die Münze? Auf der Münze ist Kaiser Tiberius abgebildet mitsamt der Inschrift: ‚Kaiser Tiberius, der Erhabene, Sohn des göttlichen Augustus‘.

Da spricht Jesus die bekannten Worte: ‚So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!‘ Und der Text fährt fort: **22** Als sie das hörten, wunderten sie sich; und sie liessen ihn stehen und gingen fort.“

Die Gegner Jesu, seine Versucher müssen das Feld räumen. Sie ziehen ab, wie der Diabolos zu Beginn des Evangeliums abziehen musste, nachdem er in der Wüste seine Versuchungen vergeblich an Jesus herangetragen hatte.

Liebe Gemeinde,

nun könnten auch wir in die Hände klatschen und den Ort des Geschehens befriedigt verlassen. Wir bleiben aber noch einen Moment und denken über diese Antwort Jesu nach: ‚So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!‘ Wie ist diese Antwort eigentlich zu verstehen? Darüber stritten sich nun eben die Theologen bis heute oft und gerne.

Gerade in der protestantischen Tradition wurde die Antwort Jesu zu einem wichtigen Referenztext für die sogenannte Zwei-Reiche-Lehre. Diese Zwei-Reiche-Lehre besagt, Gott hätte zwei Zuständigkeitsbereiche geschaffen: Den Zuständigkeitsbereich der weltlichen

Macht, des Fürsten, in welchem sein Gesetz gelte; das Gesetz des Schwertes mit dem grösseres Übel abgewendet werden solle, und den Zuständigkeitsbereich des Evangeliums, in welchem Gottes Gnade gepredigt würde. Deshalb sei dem Fürst in allen weltlichen Dingen die Untertanenpflicht zu leisten. Deshalb habe sich die Predigt auf die Verkündigung des Evangeliums zu beschränken und nicht in politische Belange einzumischen.

Es liesse sich nun über die theologische Berechtigung dieser Zwei-Reiche-Lehre trefflich streiten; sie hat ihre Stärken und sie hat ihre Schwächen.

Unbestreitbar scheint mir jedoch, dass die Aussage Jesu „So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ eine ganz andere Intention hat. Die beiden Aussagen über Kaiser und Gott sind zwar in den Worten Jesu durch das schlichte „und“ ohne Gewichtung nebeneinandergestellt.

Die Aussage Jesu muss aber im Sinne einer Steigerung zum Ende hin gelesen werden. Der Akzent der Worte Jesu liegt auf dem zweiten Teil: Gebt Gott, was Gottes ist.

Bloss: Was heisst eigentlich: Gebt Gott, was Gottes ist?

Gott ist nach biblischem Verständnis der Schöpfer und Erhalter aller Dinge und also ihr Herr. So haben wir es auch in der atl. Lesung gehört: Gott verspricht Noah und allen Lebewesen, der ganzen Welt, in diesem schönen Text aus Genesis 9 sie nie wieder zu verderben. Gott ist das grosse Gegenüber aller Welt. Alles gebührt Gott. Wie aber können wir Gott alles geben? Selbstverständlich müssten wir eigentlich nicht von geben, sondern von zurückgeben sprechen: Wie können wir Gott alles zurückgeben?

Geht es wortwörtlich darum, Gott alles zu zurückzugeben, oder geht es nicht vielmehr darum, dass Gott das Eigentliche, das Wesentliche von uns zu geben sei: Unser Vertrauen, unser Herz, unser Geist. „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben mit deinem ganzem Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Verstand.“ So heisst es wenige Verse später bei Matthäus auf die Frage nach dem höchsten Gebot hin. Und: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“

In biblischen Zusammenhängen ist diese Liebe zu Gott und zum Nächsten nicht primär eine emotionale, romantische Angelegenheit. Es geht um eine tätige Liebe. Eine Liebe, welche sich durch die Pflege der Weisungen Gottes, durch das Halten der Gebote erweist.

Aber diese Liebe erschöpft sich nicht im pedantischen Einhalten aller einzelnen Gebote, wie es die Pharisäer angeblich getan hätten, sodass das Halten der Gebote zum Selbstzweck wird, und zum Anlass einer religiösen Selbstherrlichkeit.

Die Liebe zu Gott und zum Nächsten sucht in der Pflege der Weisungen und im Halten der Gebote letztlich Gott zu gefallen und in Frieden zu Leben mit dem Nächsten.

Darin liegt die theologische Pointe unseres Predigttextes. Dies ist das überraschende Moment in der Antwort Jesu. Danach hatten die Schüler der Pharisäer nämlich gar nicht gefragt. Sie fragen nach der kaiserlichen Steuer, fragen also eigentlich bloss nach dem Kaiser. Jetzt wird ihre ganze Geistlosigkeit, ihr Mangel an der Liebe zu Gott und zum Nächsten offensichtlich. Sie wird offensichtlich, indem Jesus ihnen sinngemäss antwortet: Was interessiert mich der Kaiser. Fragt nach Gott. Amen.